

Ein unheimlicher Kamerad : aus dem Tagebuch eines Kaufmanns in Colombo

Autor(en): **J.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 20

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672426>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein unheimlicher Kamerad.

Aus dem Tagebuch eines Kaufmanns in Colombo.

„26. Oktober. Auf dem Heimwege von Port de Galle nach Colombo gelangte ich heute Vormittag an ein Gewässer, dessen Lauf ich aufwärts verfolgte. Bald erreichte ich ein üppiges, zu einem riesenhaften Bananenbaum gehöriges Gebüsch. Der Bananenbaum gehört zu den Wundern der Pflanzenwelt. Ähnlich der Buche sendet er weitgestreckte, waagrecht laufende Zweige aus, die wie das Eisen zahllose Luftwurzeln entwickeln. Diese verlängern sich, bis sie schließlich den Boden berühren, sich darin festgraben und so den Zweig nicht nur stützen, sondern auch aus dem Erdreich nähren.

Das Alter des Baumes, an dessen Rande ich zu ruhen beschloß, mochte wohl dreihundert Jahre betragen, denn seine mannsdicken Luftwurzeln zählten nach Hunderten und gestatteten infolge ihrer Dichtigkeit kaum einen Durchgang. Zwischen zweien der Wurzeln befestigte ich meine Hängematte. Im nahen Bache schöpfte ich ein wenig Wasser und benetzte mir Gesicht und Hände. Meinem Rucksack entnahm ich etwas Zwieback und Melone. Dann streckte ich mich so bequem als möglich in die Matte.

Um vollständig sicher zu sein, zog ich das Messer aus dem Gürtel und legte es auf die Knie; auch spannte ich das Netz soweit aus, daß es über mir zusammenfiel und mich vollständig umhüllte. Ich war ganz allein. Meine Diener mit dem Gepäck waren vorausgeschickt.

So ruhend suchte ich mich an der schönen Umgebung zu erquicken. Im Westen glänzte das unendliche Meer. Von ihm bis zu mir herauf zog sich ein grüner Streifen aus schönen Palmen, Sträuchern, Kräutern und Gräsern dem Lauf des Baches entlang. Fern auf dem Ozean tauchte ein größeres Schiff auf; gewiß war es der von mir so sehnlich erwartete „Pelikan“ ...

Während mich dieses Bild fesselte, drang ein entsetzliches Geschrei an mein Ohr. An zwanzig Papageien ließen sich auf dem mächtigen Bananenbaum nieder und stritten sich um eine Frucht, die einer von ihnen mit seinem derben Schnabel gepackt hatte. Unweit davon hockte auf einer Kokospalme ein kleiner Affe, der der lauten Gesellschaft mit drolliger Aufmerksamkeit zusah.

Als sich die Tiere wieder entfernt hatten, herrschte Ruhe und schließlich eine solche Stille, daß es mir fast grauen wollte. Nur ab und zu

hörte ich das Summen eines vorüberschwirrenden Käfers oder den Ruf eines Vogels vom Bache her. Die schwüle schläfrige Mittagszeit rückte näher, und die Tiere versteckten sich im kühlenden Schatten der Gesträuche, über denen die sengende Glut der Sonne lag. Ermüdet von der mehrstündigen Reise schloß ich die Augen. —

Plötzlich — was war das? Was legte sich kalt auf mein Gesicht? Erschreckt fuhr ich in die Höhe.

Doch im selben Augenblick stockte mein Atem, und das Herz pochte zum Zerspringen. Kalter Fieberschauer rieselte über meinen Rücken, und meine Augen traten weit aus den Höhlen. Zwei Spannen weit über meinem Kinn hing ein dicker, züngelnder Schlangenkopf herab, an einem meterlangen Vorderleib, der auf dem Ast des Baumes auflag.

Beim ersten entsetzlichen Anblick erfaßte mich ein Schwindel, wie vor einer Ohnmacht. Dann aber reifte in mir ein kluger Entschluß: mit der Festigkeit, die man auf weiten Reisen erlangt, nahm ich mir vor, keinesfalls meinen Körper zu rühren, solange das bedrohliche Reptil gleich einem Damoklesschwert über meinem Haupte hing. Mochte die Schlange auch stundenlang über mir schweben oder mochte sie meinen Leib umschlingen und zum tödlichen Bisse ausholen — ich wollte so regungslos verharren wie ein Toter! Dies schien mir die einzige Hilfe.

Zuvörderst verlangsamte ich meinen Atem. Unverwandt und ohne mit den Augen zu blinzeln betrachtete ich den bräunlichen, mit glänzenden Schildern bedeckten Kopf der armstarken Schlange, die sich gleich mir völlig ruhig verhielt. Daß ich keine Brillenschlange vor mir hatte, wußte ich; ebenso, sagte ich mir, könne das gefährlichste Reptil Ceylons, die *Ticpolonga*, keine solche Größe haben. Allein mein Entsetzen wurde dadurch nur wenig vermindert, zumal meine Augen durch den starren Anblick zu schmerzen begannen und jeden Moment zu zucken drohten.

Zu meinem Glück hob die Schlange ihren Kopf langsam empor, glitt über den Ast hin und verschwand im Laube. Schon glaubte ich, von jeder Gefahr befreit zu sein. Da erscheint ihr Kopf abermals. Aber jetzt bewegt er sich nicht mehr über meinem Haupte, sondern er

gleitet an dem Zweige hin, an dessen Luftwurzeln das Fußende meiner Matte befestigt ist. An dieser Stütze — o neues Entsetzen — ließ sich das Ungeheuer herab und lenkte auf mich zu...

Ich fieberte. Ich dachte an die Schmerzen, die mir das Reptil zufügen könnte; stundenlang müßte ich vielleicht mit zerbrochenen Rippen oder verschwollenen Gliedern hier leiden, bis mich der Tod erlöste: quälender Durst würde mich austrocknen, gefräßige Raubtiere mich erschrecken, entsetzliche Schmerzen mich zerrütten. Fern von der Heimat, von meinen Lieben, würde ich sterben, unbeachtet, unbekannt, ohne ein tröstendes Wort in der letzten Stunde.

Während solche Gedanken mich durchzuckten, litt ich unsäglich. Ich sah die Schlange mein Netz berühren, sah, wie sie zwischen den Maschen eine Öffnung suchte und das züngelnde Maul bald nach rechts, bald nach links wandte. Endlich fiel das Ende ihres Körpers schlaff herab, und nun hing sie mit der ganzen Last ihres Leibes auf der Matte.

Meine Beine litten Pein unter diesem Druck. Und durch das Gewicht des Tieres gerieten die Maschen in solche Spannung, daß sie mich an fast allen Teilen meines Körpers drückten und kniffen.

Jetzt mußte ich gar gewahren, wie die auf mir Lastende zwischen den übereinander gezoge-

nen Netzteilen Eingang suchte und — fand! Wie sie langsam über meine Beine glitt, das Messer beiseite schob und auf meinen Schenkeln Platz nahm. Den hintern Körperteil zusammenringelnd, bewegte sie den Kopfteil in so erschreckender Weise, daß ich völlig verzweifelte: sie berührte mit der Zunge meine Hand, sie näherte sich meinem Kinn; dann beleckte sie die Maschen des Netzes. Und jetzt — o Grauen — steckte sie den kalten Kopf in den rechten Armel meiner Bluse...

Plötzlich fühle ich einen jähen Sturz.

Aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, klammere ich mich an das Netzwerk. Bin ich denn nicht tot? Neugierig blicke ich mich um.

Noch ehe ich aber zu voller Besinnung gekommen, sah ich den Schlangenkörper im Gebüsch des Baches verschwinden. Ich war gerettet.

Das Netz, das uns trug, war unter der großen Last an einem Ende gerissen. Ich war mit dem unheimlichen Kameraden auf die Erde gefallen, und das erschrockene Reptil hatte es für gut befunden, schleunigst zu fliehen.

Wie wunderbar war ich der Gefahr entronnen! Wie überaus glücklich meine Errettung! Gott sei Dank! Mein Leben lang werde ich jene Schreckensaugenblicke und die Seligkeit der Befreiung nicht vergessen!"

J. K.

Der Einsame.

Erzählung aus der alten Zeit von Josef Kamp.

Der beste Mann im Dorf ist Cord Krüger. Jeder sagt es, sogar der Schulzenbauer, und was der sagt, das stimmt.

In der äußersten Ecke des großen Obstgartens, der zum Krügerischen Hof gehört, liegt, von drei Birnbäumen überdacht, Cord Krügers Wohnwesen. Er haust da ganz allein. Nur ein struppiger Köter teilt mit ihm das Haus. Diesen vierbeinigen Freund hat er vor einigen Jahren halbverhungert von der Straße zu sich genommen und aus Gnade und Barmherzigkeit wieder durchgefüttert. Seitdem hält das Tier treu zu seinem Samariter.

Cord Krüger hat ein goldenes Herz, heißt es bei den Leuten im Dorfe. In jeder, auch der kleinsten Angelegenheit, weiß er Rat. Keiner, der bei ihm anklopft, tut eine Fehlbütte; und wieviel Gutes mag schon von ihm ausgegangen sein, wo keine Menschenseele drum weiß.

Aber lachen — Cord Krüger lacht nie.

Nein, er lacht nie. Zimmer trägt sein Gesicht den gleichen herben, fast traurigen Zug. Cord Krüger lacht nie.

Früher war das nicht so. Früher hatten die Dörfler Cord Krüger wohl mal, wenn auch nicht oft, lachen sehen. Aber heute lacht er nicht mehr.

Wer ist Schuld daran? — Das weiß keiner. Man vermutet nur. Vielleicht trägt auch keiner die Schuld.

Cord Krüger hat sein eigenes Wesen. Er allein weiß, weshalb er längst nicht mehr lachen kann. Freilich, wem er die Schuld aufbürden soll, das weiß er auch nicht recht.

Die Geschichte Cord Krügers liegt nun schon weit zurück.

Dem Krügerischen Hofe gegenüber liegt das Deipingsche Anwesen. Die Besitzer der beiden